

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

20.4.1919 (No. 16)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 16

Karlsruhe, Sonntag, 20. April

1919

Frühlingsahnung.

Grau umnebelter Frühlingsstag. —
Wohin das Auge schaut:
auf der Erde schwarze Schollen,
grüne Streifen dazwischen,
Winterlaaf.
Krächzende Krähen ziehen darüber,
eine ganze Schar; —
vorbei!
Die Wäldertreifen rundum

stehn unbewegt,
und horcht man in die Luft, —
kein Windhauch, kein Lauf!
Selbst die dürrn lehten Blättchen
an den Wegbäumen
hängen starr und still.
Beängstigend kalt
diese Stille!
Diese unendlich sanfte Stille

hier draußen auf der toten Welt,
die doch schon Leben träumt
unter der weichen dunstigen,
einschmeichelnden Luft!
Da plötzlich, horch'!
Aus dem nebelverdeckten Himmel
ein zwitschernder Lauf, —
jubelnd und hoffnungsfroh
die erste Lieder!

Georg Reide.

Frei von Alltag die Schultern, als sei eine jegliche Stunde
Feiertag seinem Weg, so fährt der König der Länder
Mit seinem geistgeborenen Sohne zu machtvollstem Bunde.

Abendlicht weht der wissende Bergwaldwind um die beiden
Rüstigen Wanderer, und er grüßt ihre schlichten Gewänder
Mit dem ewigen Lied von der Freude der tanzenenden Lieben.

Vor ihnen lichtet der Wald sich. Der rötlich goldene Schleier,
Den unter weitausladenden Zweigen der sattgrünen Eichen
Wandermüde die Sonne gewoben, zerreiht; und freier

Welket der Blick sich ihnen und lichtet die lachende Ferne.
»Siehe, mein Sohn, die neigende Sonne will uns erreichen
Mit ihrem Wiederkehr verkündenden Gruße. Die Sterne

Klingen das Licht, das blutend rote, zurück in die Sonne;
Und der steigende Mond dort über des Hochwalds brandübergelassenen Fichten
Trinket das Licht und kündet den Häuptern der Menschheit:

»Aus uraltem Bronne

Fließet die frunkene Helle und eilet auf ewigen Schwingen;
Donnernd und klingend erklettert sie talüberdauernd den lichten,
C...gen Stunden des Werdens, vollendend, ein siegreich Seligen.«

Falle, mein Sohn, mein Erbe der Pflichten, den Stan dieser Quelle:
Was in dem Gelfern und Heute von dauernden Werten dem Lande
Fließet für lachende Geister aus promessehlicher Helle.

Streite mit leuchtenden Fackeln durch Nächte den Tagen entgegen.
Schlage mit leuchtendem Schwerte der Hemmungen wehrende Bande.
Kraftvoll auf kommenden Tag vertrauend gebe den Wegen

Deiner Führerjahre des stolzen Sieges Gewähren,
Da mit leuchten Du, Licht erischaffend, die Nächte begeisterst,
Wandernder Menschheit zur Freude Tag zu gebären.

Ferne den Menschen, über den Menschen, wartet die Felte
Deines Geschlechtes hier auf des Berges Krone der Herren,
Daß mit liegender Hand die künftigen Häupter dem Reife

Dieses Adlerhorites zu höheren Einiamkeiten
Jegliche Wege lichtgepanzert veriperrern.
Denn: von Berges Krone zu höheren Bergen zu streiten,

Ueberwinde den Weg aller vergangenen Zeiten,
Da Du der Ahnenlitze Ueberwindungen meißerst.

Also eröffnen sich Dir zu höheren Wegen die Welten.«

Aus „Häupter und Hämmer“ von Oskar Ludwig Brandt.
(Verlag Axel Junfer, Charlottenburg.)

Inhalt: Frühlingsahnung. Von Georg Reide. — Aus „Häupter und Hämmer“. Von Oskar Ludwig Brandt. — Zur Vorgeschichte des Weltkrieges. Von Prof. Arthur Böhlting. — Die Auferstehung des Fleisches. Von Karl Preisendanz.

Zur Vorgeschichte des Weltkrieges.

Von Prof. Arthur Böhlting.

Unter dieser Ueberschrift hat der vieljährige Presseleiter im Auswärtigen Amt zu Berlin, Otto Hamann, Erinnerungen aus den Jahren 1897—1906 (Verlag von Reimar Hobbing in Berlin) zusammengestellt. Es ist in der Tat ein höchst dankenswerter Beitrag zum Verständnis der über unser Deutsches Reich herein- gebrochenen Katastrophe. Hamann unterstreicht zunächst die Schwierigkeit der Lage; wie schon während der letzten Amtsjahre Bismarcks die Bedrohung zugleich durch Frankreich und Rußland nur zu leicht über Nacht zum Kriege mit doppelter Front führen konnte. Hierüber war sich niemand mehr im Klaren, als Bismarck selbst. Dies hat er in seiner denkwürdigen Reichstagsrede

vom Februar 1888, mit dem geflügelten Worte: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt“, unumwunden genug zum Ausdruck gebracht. Hamann vermag indes hierfür einen noch unbekannteren, höchst bedeutsamen Bismarck-Brief an Lord Salisbury (vom 22. November 1887) beizubringen, den er im Wortlaut mitteilt, und der fortan als Grund- und Eckstein der Bismarckschen Politik wird gelten müssen. Hat Bismarck doch darin nichts Geringeres vorgenommen gehabt, als die seiner Ueberzeugung nach dem Deutschen Reiche, seiner geographischen Lage und Beschaffenheit nach unabänderlich vorgeschriebene Politik festzulegen. Frankreich werde, seinen Traditionen der letzten Jahrhunderte trennend, nie davon ablassen, sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern, und Rußland sei im Begriffe, ähnlich wie Frankreich zur Zeit Ludwigs XIV. und Napoleons I. nach Mitteleuropa hinein überzugreifen. Diese so bedrohliche Haltung des Zarenreiches erkläre sich aus dem Panlawismus heraus. „Es ist auf der einen Seite“, führt er wörtlich aus, „der slawische Ehrgeiz, der die Verantwortung für diesen Zustand der Dinge trägt; andererseits muß man die Gründe für die herausfordernde Haltung Rußlands und seiner Armeen in den innerpolitischen Fragen suchen: Die russische Umjunkturpartei erhofft von einem auswärt-

gen Kriege die Befreiung von der Monarchie; die Monarchisten im Gegensatz, erwarten von demselben Kriege das Ende der Revolution. Man muß auch das Bedürfnis in Betracht ziehen, eine mühsame und zahlreiche Armee zu beschäftigen, den Ehrgeiz ihrer Generale zu befriedigen und die Aufmerksamkeit der Liberalen, welche Verfassungsänderungen verlangen, auf die auswärtige Politik abzulenken. — Angesichts dieser Sachlage müssen wir die Gefahr, unseren Frieden von Seiten Frankreichs und Russlands getrübt zu sehen, als eine beständige erachten."

Ein Krieg Deutschlands zugleich mit Rußland und Frankreich sei, auch wenn derselbe als militärischer Erfolg so ruhmvoll endigen sollte wie der Siebenjährige, ein zu großes Unglück, als daß es Deutschland darauf ankommen lassen könne. Könne Deutschland nicht dabei auf wirksame Bundesgenossen rechnen, so bleibe ihm nichts übrig als Verständigung mit und damit Ablehnung an Rußland. Der natürliche Bundesgenosse Deutschlands in diesem Falle aber sei England, dessen Interessen im wesentlichen mit den deutschen so übereinstimmen, daß man über geringe Differenzen leicht hinwegkommen könne. Bismarck betont zugleich, wie das in bezug auf seine europäischen Grenzen saturierte Deutsche Reich, seiner Organisation und völkischen Denkart nach, keinen andern Krieg führen könne, als einen defensiven zur Wahrung seiner Integrität und Unabhängigkeit. Mit Rußland sei, insoweit Deutschland selbst dabei in Betracht komme, der Kriegsfall nur gegeben, falls der Bestand Oesterreich-Ungarns als Großmacht in Frage stehe. Diese sei für Deutschland eine Notwendigkeit allerersten Ranges. Könne Deutschland auf Englands Unterstützung zählen, so sei das das sicherste Mittel, Rußland im Zaume zu halten und damit den europäischen Frieden zu wahren.

Und so freckte Bismarck seinem Kollegen an der Themse, auf dessen Verständnis der Lage und Sympathie für Deutschland er rechnen zu können meinte, die Hand zum Bündnis entgegen. Indes nur, um eine läbliche Zurückhaltung, die einer Zurückweisung gleichkam, zu empfangen.

Hammann dient dieser Brief Bismarcks vor allem zur Beurkundung dafür, daß Bismarck damals die russische Gefahr voll zu würdigen gewußt und Anschluß an England gesucht hat. Später habe er, wie Hammann meint, auf die Person des Zaren und das persönliche Verhältnis zu diesem zu ausschließlichem Gewicht gelegt, und dadurch diejenigen, die sich an die Worte des alten Bismarck nach seiner Entlassung hielten, betört und irreführt. Auf die Nichterneuerung des sogenannten „Rückversicherungsvertrages" sei sowohl von Bismarck selbst, wie von seinen Nachsprechern, zuviel Gewicht gelegt worden. Der Brief an Salisbury beweise nicht nur, wie klar und richtig Bismarck die russische Gefahr eingeschätzt habe, sondern wie er auf eine Verständigung, ja Bundesgenossenschaft mit England, zugehauert habe. Erst ein Jahrzehnt später, zur Zeit des anbrechenden Burenkrieges, hätte Bismarck (mittels der Hamburger Nachrichten) gegen England Stellung genommen.

Auf diesem Wege kommt Hammann dazu, den Bismarck a. D. von dem Bismarck als Reichskanzler zu trennen, letzteren gegen ersteren auszuspielen, und damit zugleich — sub rosa, unausgesprochen — die Politik seiner Nachfolger im Amte, Kaiser Wilhelms II., zu rechtfertigen. Richtig ist, daß Bismarck bereits 1887 die russische Gefahr voll erkannt hat, daß er die Triebfedern der russischen Politik, die zum Kriege gegen Deutschland geführt haben, so treffend und greifbar ersahnt hat, als hätte er im Juli 1914 und nicht 1887 die Feder geführt. In dem Schreiben an Salisbury besitzen wir auch zweifellos den blühenden Beweis dafür, daß er Anschluß an England gesucht hat. Aus der Antwort Salisburys wissen wir indes nunmehr auch, daß sein Versuch, sich mit England zu verständigen, eine Abweisung erfahren hat. Seine „Liebe" zu England ist, wie wir aus „Gedanken und Erinnerungen" wissen, eine „unglückliche", will heißen, einseitige gewesen. Er hatte übrigens schon auf dem Berliner Kongreß, von dem aus sein Freundschaftsverhältnis zu Salisbury datierte, sich England gegenüber so weit entgegenkommend erwiesen, als ohne deswegen mit Rußland auseinander zu kommen möglich erschien. 1887 ist es offenbar ein letzter Verständigungsversuch gewesen. Fortab dürfte es für Bismarck festgestanden haben, daß selbst im Gegensatz zum panslawistischen Rußland, in der denkbar günstigsten politischen Lage, auf England nicht zu rechnen sei. Der Briefwechsel mit dem englischen Premier beweist demnach, insoweit das Verhältnis mit England in Betracht kommt, das Gegenteil von dem, was Hammann uns suggerieren möchte.

Eine kurze Nachschrift Bismarcks zu dem so bedeutungsvollen Schreiben führt uns direkt in die Tragödie Wilhelms II. In den maßgebenden Kreisen an der Themse herrschte 1887 die Vorstellung, daß zwar Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Gemahl der englischen Prinzessin Royal, es als Kaiser mit England halten werde, wohingegen der künftige Kaiser Wilhelm, wohl im Anschluß an seinen Großvater, sich Rußland zuwenden dürfte. Um dieses Mißtrauen gegen den deutschen Thronfolger in spe zu beheben, hat sich Bismarck nicht damit begnügt, auf das Nachdrücklichste zu betonen, daß kein deutscher Kaiser, er sei, wer er sei, der Lage Deutschlands entsprechend, eine andere Politik einschlagen könne, als die von ihm dargelegte. Zur Beruhigung von Salisbury hat er sein Schreiben, bevor er es absandte, dem Prinzen Wilhelm vorgelesen und, wie seine Nachschrift betont, sich dessen rückhaltloser Zustimmung versichert.

Der Brief Bismarcks an Salisbury hat denn auch Wilhelm II. offenbar noch lange hin zur Nichtsahnung gedient. Nach der Entlas-

sung Bismarcks sollte zwar der Kurs der „alte" bleiben, ist aber nur zu sichtlich bald ein „anderer" geworden. Wie Bismarck befürchtete (und diese Befürchtung hat ihn bekanntlich davon abgehalten, um seine Entlassung einzukommen), ist der ohnehin so dünne Faden, der Berlin noch mit Petersburg verband, zerrissen. Nicht nur, weil Zar Alexander III., der schwerfällige, jeder westeuropäischen Kultur bare Stodkrüffe, gegen Wilhelm II. einen ausgesprochenen Widerwillen hatte, sondern dadurch, daß Wilhelm den Polen entgegenkam, den Rückversicherungsvertrag nicht erneuerte und — sich England zuwandte! Die Folge hiervon ist nichts Geringeres gewesen, als daß Zar Alexander seinen Abscheu und seine Angst vor dem republikanischen Frankreich überwand und so das Bündnis Frankreichs mit Rußland zustande kam. Hierüber gleitet Hammann hinweg. Damit aber war das Bismarck-Schachspiel über den Haufen geworfen.

Wenn Wilhelm in dem ersten Briefe an Kaiser Franz Joseph, in welchem er diesem sein Zerwürfniß mit Bismarck und seine Entlassung erläuterte, behauptet hat, daß die auswärtige Politik dabei nicht in Betracht gekommen sei, so stimmt dies mit nichts. Bismarck hatte zwar die wachsende russische Gefahr ständig im Auge, allein je größer er sie einschätzte, desto mehr war er darauf bedacht, sie hinten zu halten. Dem jungen Kaiser aber erschien sie so unabwendbar und so nahe dem Ausbruch, daß, damit er sich nicht überstürze, Bismarck es für ratsam gehalten hat, ihm u. a. Berichte über Ansammlungen der russischen Heeresmacht an der österrösch-ungarischen Grenze nicht unüblich vorzulegen. Die Verstimmlung hierüber hat zur Entfremdung von Kaiser und Kanzler nicht wenig beigetragen. Für Kaiser Wilhelm stand schon zur Zeit seines Regierungsantritts fest, daß er zum Schutze der Donaumonarchie mit Rußland das Schwert werde kreuzen müssen. Bismarcks Sinnen und Trachten aber war und blieb darauf gerichtet, dieser Eventualität vorzubeugen. Das Bündnis mit Oesterreich-Ungarn sollte ihm dazu dienen, zugleich Rußland und Oesterreich-Ungarn im Zaume zu halten, ihren Zusammenstoß womöglich zu verhindern. Er fürchtete zudem, wie aus Gedanken und Erinnerungen erhellt, nichts so sehr, als daß die Donaumonarchie durch ein Uebergreifen des Slaventums oder auch durch Einwirkung des römischen Stuhles beeinflusst würde, der, wenn die Bourbonen an der Seine wieder aufkamen, ein Bündnis zwischen diesen und den Habsburgern anbahnen könne, ähnlich wie dies 1756 geschehen war, was den Siebenjährigen Krieg im Gefolge haben könnte. Er wußte auch nur zu wohl, daß Oesterreich-Ungarn mit seiner offenen galizischen Grenze Rußland gegenüber, und der Unmöglichkeit, seinerseits Moskowien beizukommen, diesem gegenüber strategisch derart im Nachteil war, daß es zunächst unterliegen mußte. Sein Rat ging daher dahin, die Russen wie 1829 und 78 schon geschehen war, ruhig bis vor Konstantinopel kommen zu lassen. Als wann die Donaumonarchie ihnen in den Nacken kommen konnte und zudem England und wohl auch Frankreich und Italien (wie im Krimkriege) auf seiner Seite haben werde, mit dem intakten Deutschland in der Reserve! Er konnte daher in Wien und Budapest nicht genug davor warnen, sich auf dem Balkan zu weit gegen Rußland vorzuwagen. Bulgarien ist keines pommerischen Muskeeters Knochen wert! blieb seine Lösung.

Statt dessen kam in Berlin die Lösung der „Nibelungen-treue" zum Heßburger Reiche auf! Ist es 1914 dahin gekommen, daß man Oesterreich-Ungarn in der serbischen Frage zum voraus freie Hand ließ und absolute Rückendeckung gewährte!

Hammann führt nicht nur dadurch in die Irre, daß er den Bismarck nach seiner Entlassung gegen den im Amte ausspielt, sondern auch noch dadurch, daß er seinen blinden Nachbetern vorhält, ihn immer wieder mißverstanden und seinen Namen mißbraucht zu haben. Diesen Vorwurf richtet er immer wieder gegen die „Alldeutschen", die er so recht eigentlich zum Sündenbock stempelt. In seinem Bestreben, die nachbismarckische Politik zu rechtfertigen und ihre Verfehlungen womöglich Bismarck selbst aufs Konto zu schreiben, wird er nicht gewahr, daß es nicht die Außenstehenden gewesen sind, welche von dem echten Bismarck abgekommen sind, indem sie die Leitfäden desjenigen, der in der Politik nichts so verpönte wie Dogmatik, dogmatisierten, sondern die Leiter im Auswärtigen Amte selbst, die, mit Kaiser Wilhelm an der Spitze, gewöhnt haben, Bismarckische Politik zu treiben, indem sie genau das Gegenteil taten.

Die verhängnisvolle Krise hat eingeseht, als England die Burenkriege niederlang. Obgleich die Sympathie Deutschlands und der ganzen zivilisierten Welt auf Seiten der Buren war, dies durch die Krüger-Depesche von Berlin aus zum Ueberflusse laut verkündet worden war, durch die Niederwerfung der Burenstaaten unter das englische Schwert Deutschlands Stellung in Afrika, zumal Deutsch-Südwest, in Frage gestellt wurde, hat das Auswärtige Amt an der Spree, hat zumal auch Kaiser Wilhelm, hinter der Kulisse, auf das Allerentschiedenste Englands Partei ergriffen. Daß die Engländer das Entgegenkommen der deutschen Staatslenker nicht geachtet haben, kimmert Hammann nicht. Sogar wenn er darlegt, wie die Staatslenker an der Themse sich mit uns wegen Aufteilung der voraussichtlich in Gant kommenden portugiesischen Kolonien einen Vertrag verabredeten, und zugleich einen feierlichen Vertrag (den j. g. Windsor-Vertrag) mit Portugal abgeschlossen haben, gemäß welchem sie diesem dessen ganzen Besitzstand vererbten, und diesen Vertrag 14 Jahre lang vor uns verheimlicht haben

(eine der Meisterleistungen Sir Edward Greys), weiß er daraus nur einen Dorn gegen die „Alldutschen“ zu machen, die, wenn sie von dieser englischen Heimtücke und Däpierung Deutschlands erfahren hätten, vollends gegen England Lärm geschlagen haben würden!

Dabei legt Hammann eingehend dar, wie England durch das Bündnis mit Japan und die Fesselung Frankreichs während des russisch-japanischen Krieges es den Japanern ermöglicht hat, Rußland von dem großen Ozean und China abzudrängen, und dieses infolgedessen sich wieder westlich, gegen Europa, wenden mußte, wie es zugleich durch die Entente cordiale mit Frankreich, endgültig von Deutschland abgerückt ist und England obendrein dadurch, daß es Italien, als Ausgleich für die endgültige Einverleibung des Milanbes und der Ueberlassung von Marokko an Frankreich, Tripolis in Aussicht stellte, den Dreibund unterminierte, und die Kürze, auf die Deutschland, im Fall eines Krieges mit Rußland, notgedrungen mit rechnete, an den Rand des Abgrundes brachte! Seine Erzählung bricht ab mit Bülow's Ohnmachtsanfall im Reichstage, als Folge von Ueberanstrengung gelegentlich der so mißlichen Marokkoaffäre; sonst hätte er noch ausführen müssen, wie es Grey und Genossen 1907 bereits geglückt ist, auch Rußland (durch Vorpiegelung von Konstantinopel) an die Angel zu bringen, und damit den Todesring um das Deutsche Reich zu schließen.

In einem Nachwort, datiert Berlin am 10. November 1918, fügt Hammann noch hinzu: „Der stolze Reichsbau des eisernen Kanzlers liegt in Trümmern. Der echte Bismarck wird als größter Staatsbildner seiner Zeit fortleben, den mißverstandenen Bismarck — und den irrenden — hat der Weltkrieg erschlagen.“ Mit dem „mißverstandenen“ Bismarck zielt Hammann auf die Bismarck-Fronde, trifft indes in Wahrheit jenes Auswärtige Amt, dessen Sache er zu der seinigen gemacht hat. Den Beweis für den „irrenden“ ist er schuldig geblieben. Es sei denn, daß man, Hammann liegt dieser Gedankengang offenbar fern, Bismarck zu einem Kapitalfehler anrechnet, daß er 1878 auf dem Berliner Kongreß, den Krieg zwischen England und Rußland abgewendet, und sich dabei die Staatskenter an der Nawa zu Feinden gemacht hat. Dadurch rettete er zwar den europäischen Frieden, allein auf Kosten Deutschlands, dessen weitere Zukunft hierdurch auf das schwerste gefährdet worden ist. Der Geschichtsschreiber wird nicht umhin können, den Berliner Friedenskongreß als den verhängnisvollen Wendepunkt zu buchen, von dem an unser Deutsches Reich dem Aufsturm einer schier vernichtenden Uebermacht ausgesetzt gewesen ist: seither hat Bismarck weder ein Friedensverhältnis zum benachbarten Miesenreiche, noch Annäherung an England herbeizuführen vermocht.

Noch weit weniger sollte dies seinem Nachfolger gelingen. Rußland zielte unverwandt auf Konstantinopel und die Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns, als seines Rivalen auf dem Balkan, und England sah in dem Maße, als das Deutsche Reich sich auswuchs, in diesem einen unleidigen Rivalen zur See und auf dem Weltmarkte, den es, je eher und je radikaler, um so lieber, niederzuringen galt. Dazu die unentwegte Todfeindschaft Frankreichs! Sobald sich diese Drei zusammensanden, waren sie auch entschlossen, der Schöpfung Bismarcks den Garau zu machen. Ein Bismarck hätte diesem Zusammenschluß wahrscheinlich vorzubeugen gewußt, wie ihm dies bis zu seiner Entlassung im Jahre 1890 geglückt ist. Er hätte, wie ihm dies ausgesprochenemachen vorgeschwebt hat, wohl den Krieg Englands gegen die Buren benutzt, um der englischen Welt Herrschaft eine Schranke zu setzen. Daß Albion damals bis ins Mark hinein vor Deutschland gezittert hat, hat so leicht kein Engländer vergessen, dies bezeugt zur Genüge die schier lächerliche, nie erlöschene, unentwegte Wut über die „Krüger-Depeche“. Von da ab datiert die Einkreisungspolitik Edwards VII. Statt dessen haben wir es damals mit England gehalten, und immer wieder mit ihm zu halten versucht, nur um uns immer wieder, wie mit dem Vertrage bezüglich der portugiesischen Kolonien, dämpfen zu lassen, es durch unsere Friedenspolitik in seiner Kriegspolitik zu bestärken.

Doch Rathaus-Treppen-Weisheit ist nirgends weniger angebracht, als in der Politik. Geschehen ist geschehen. Den „versäumten Augenblick bringt keine Ewigkeit zurück“.

Es hat sich nicht bloß um diplomatisches Geschick oder Ungeschick gehandelt: einem Deutschen Reiche, unserem Deutschtum als solchem, stehen elementare Schwierigkeiten im Wege, wie keinem anderen Volkstum; wir haben nicht nur mit unserer mehr als mißlichen geographischen Lage zu rechnen, sondern auch mit dem eingeborenen Völkerverhaß der uns umdrängenden Romanen, Slawen und Anglikaner, nicht nur mit einem Staatenkriege — auch mit dem Völkerverkriege! Obendrein mit unsrer nationalen Zerstückelung!

Alles in allem ist das Hammannsche Buch, mit seinem willkommenen Einblick hinter die Kulissen des Auswärtigen Amtes zu Berlin, ein Beleg mehr dafür, wie, obgleich die diplomatische Kompagnadel daselbst ständig auf Erhaltung des Friedens gerichtet gewesen ist, wir dem ungeheuerlichsten aller Kriege, der schon zur Zeit Bismarcks seine Schatten vorausgeworfen hat, nicht haben entgehen können. Das kann zur Stunde nicht genug bedacht — und beherzigt werden. Politik ist kein Kinderpiel; am allerwenigsten, wenn dabei die Existenz eines Deutschen Reiches in Frage steht.

Die Auferstehung des Fleisches.

Von Karl Preisendanz.

Strahlende, noch kühle Osterjonnagsfrühe. Im Birnbaum schlug das Distelfinkenmännchen und brachte dem verflohenen cand. phil. Lebrecht Habertern sein tägliches Morgenständchen. Nur bei schlechtem Wetter schwieg der Sänger und ließ den Kandidaten ein Loch in den Tag schlafen. Aber heut gab's kein Gedrücke: zu lange schon freute man sich auf Ostern zu Hause, auf das hohe Turmzimmer hinter Birnbaum und Pappeln, mit dem weiten Ausblick auf Dorf und waldigen Bergbüchel. Dazu nicht mehr Kandidat, sondern neugeborener doctor philosophias, dem Welt und Himmel offen stand. Und solch helle Ostern: was ließ sich da alles erleben! Da war man wieder Bub und Junge wie vor Jahren. Den Tag mußte man ausnützen.

Nur Mutter war drauten schon munter; sie hautierte am Herd, von dem ein kräftiger Kaffeeduft aufstieg. Dort nahm Lebrecht Quartier, und sie verschwasteten ein Viertelständchen mit allen möglichen Erinnerungen von früher, die dem Doktor so lieb waren. Und während sie warteten, bis der Kaffee sich zu setzen beliebte, holte die Mutter still Brille und Dieffenbachs Hausagenda und machte sich lesefertig. „Weil du's heute doch so gern wie früher haben willst!“ Nun, er hatte ja diese Morgen- und Abendandachten nie aussteht können, immer kam es ihm fürchtbar vor, ganze Familien zu zwingen, nach einem Universalrezept die Herzen zum Herrn zu erheben. Aber heut an Ostern — warum sollte Mutter nicht auch ihre Freude haben? Drum leibliche Miene zum bösen Spiel, auch als der Verfasser sich nicht genug tat, Ostern zu liebe die Auferstehung des Fleisches in allen erdenklichen Spielarten zu betrachten. Daß wir sündige Menschen alle sterben müßten, aber dann wieder eine herrliche Urständ zu gewärtigen hätten... Dr. Habertern hatte an diesem Morgen nicht beabsichtigt, Todesgedanken nachzuhängen, und als das Finkenmännchen wieder schmetterte und der Kaffee immer lieblicher roch, da rückte er einmal so ungeduldig — wie früher — auf seinem Stuhl und schaute so abweisend auf die Brücke hinaus, daß die Mutter sich mit einem Seufzer — wie früher — entschloß, eine Seite zu überspringen und zum Amen zu eilen. Dann schmeckten auch Kaffee und warme Fastenbrotzeln doppelt gut; sie waren ja verdient! Aber noch eine zweite Nuß gab es zu knacken: Ob er, Lebrecht, heute nicht für Papa die Orgel in der Morgenkirche spielen wollte? Vater bliebe gerne noch ein wenig liegen zur Feier der Osterferien. Und sie, Mama, möchte ihn so gerne wieder spielen hören... „Weißt du, so wie früher!“ Das war bitter, aber Lebrecht wollte sich und den Eltern den schönen Morgen nicht verderben. Schließlich ließ ihm der Wald auch nicht davon, bis die Kirche aus war, und der Genuß stand ihm dann immer noch bevor! Er zog sich also würdig an und sah um zehn Uhr auf dem alten wurmfäuligen Orgelbock: ganz wie früher brausten die vertrauten Präudien und Choräle durch die Kirche, als er die Gemeinde sicher durch alle Fährlichkeiten der Osterlieder steuerte. Bis zur Predigt war alles schön und gut, aber dann ging es leider da weiter, wo die Mutter im Dieffenbach abgesetzt hatte: bei der Auferstehung des Fleisches. Nur, daß die Variationen des Themas jetzt das rein geistliche Auferstehen, das von der Sünde, bearbeiteten. Dr. Habertern mußte sich alle Mühe geben, nicht zu vergeßen, daß Ostern war, Ostern mit der strahlenden Sonne am Himmel und dem schmetternden Finkenmännchen im Birnbaum, mit seinen eigenen wagemutigen Tagesplänen. Aber Lebrecht, des Pfarrers langjähriger Lateinschüler, kannte das tiefe Gemüt des seinen alten Herrn auf der Kanzel zu genau, um zu glauben, er fühle nichts weiter von der Schönheit des Ostartages, als was er da in nüchternen Worten von der Auferstehung des Fleisches predige. Nein, er hatte gewiß seine besonderen Gründe, um alljährlich diese gleiche Predigt, Wort für Wort, seiner Gemeinde vorzutragen. Und damit beruhigte sich Dr. Habertern, zumal er wußte, die Rede werde nicht allzu lange dauern, und er verschloß sich energisch allen Anfallen von Verstimmung.

Zu Hause lag die Zeitung. Ein Blick in den Leitartikel: „Zentiat Stubenrauch behandelte natürlich auch die Auferstehung des Fleisches, doch in lyrischen Ergüssen und so, daß er das bisher Gehörte erweiterte: er verglich sie dem „ewigen Geschehen in der Natur“, ihrem Wiedererwachen „vom dumpfen Schläfe des Winters“. Beirübt legte Habertern das Blatt beiseite. Wenn sie nur wenigstens nicht so unösterlich klänge, diese Auferstehung des Fleisches! Nur fort, fort, hinaus auf den Hopfenberg! Am Gartenlöcher — stieß er auf lieben Jesus: Professor D. Muffel, geistlicher Lehrer des Gymnasiums, kam ihm zum Examen zu gratulieren, und so blühte Lebrecht keine Wahl, als auf Wald und Berg zu verzichten und dafür bei Milch und Otiereiern mit Muffel die religionsgeschichtliche Bedeutung der Auferstehung des Fleisches eingehend zu würdigen und nach dem neuesten Stande des menschlichen Wissens kritisch zu beleuchten...

Dr. Lebrecht Haberterns osterliche Hoffnungen lagen geknickt in seinem Herzen. Erst nachmittags kam er in den Wald. Da er jetzt mit außergewöhnlichen Erlebnissen nicht mehr rechnete, nahm er sich den Eichendorffschen Taugenichts mit, durchquerte den Hopfenberg und setzte sich am Wald auf eine einsame Bank, froh, mit sich allein zu sein. Er freute sich über die sonnenerleuchtete Wiesenfläche vor sich, über den treibenden Frühlingswald hinter und neben sich, und las ein paar Seiten, wenn er nicht in die Welt schaute. Bis Schritte näher kamen. Ein Herr ließ sich nach höflicher Begrüßung neben ihm nieder, begann ein Gespräch;

denn er sah die Mißmutsfalten auf der Stirn Lebrechts nicht oder hielt sie nur für Schönheitsfehler. Sprach von der schönen Gegend . . . „Und der leuchtende Feuerball über unseren Häuptern . . . ist er nicht die astrale Verkörperung des mythischen Gedankens von der Auferstehung des Fleisches?“ Entgeistert starrte ihn Lebrecht an, dann ein wortloses, aber heftiges Auf und Davon!

Er lief ohne Aufhören, bis er in den Wald des Nachbardorfes kam. Da fand er auch seine Laune wieder, und plötzlich wurde er sich der ganzen Komik seines Ostersonntags so bewußt, daß er unterhalb der Siebeneichen stehen blieb und laut in den Wald hinein lachte . . . Aber was war das? Hell kam ihm ein Gegenlochen zur Antwort, doch sehr viel heller, als er lachen konnte. Er blickte suchend nach dem Echo um: da lag es ja, zehn Schritte vor ihm, im weißen Föhnen, auf sonnigem Rasen, und nickte ihm beiläufig und freundlich zu. Das liebliche Lächeln hätte ihn sogar bezaubert, wäre nur der fatale Einschlag ins Spöttische nicht gewesen. Er trat näher: ein reizendes, frisches Ding von Siebzehn, Achtzehn, nach Aufmachung und Sprache aus der Stadt. Unbefangener blieb sie liegen, als er näher trat. Offenbar hatte sie schon lange in die sonnige Landschaft geblickt: ihr Gesichtchen war von der Wärme gerötet.

„Wie kommt nur das kleine Fräulein so mutterseelenallein in unseren weltfernen Wald?“

„Sehr einfach: durchgebrannt!“

Und als er ungläubig und fragend da stand:

„Wie romantisch! denken Sie jetzt, nicht? Aber tatsächlich: ich bin auf und davon! Ja!“

„Höchst spannend, gewiß! Ich harre der raschen Erlösung aus den Ketten meiner Neugier!“

„Auf die, fürcht ich, müssen Sie noch lange warten, bester Herr . . .“

„Doktor Haberkern“, ergänzte Lebrecht mit feierlicher Verbeugung. Erneutes Silberlachen: sie quittierte ihm Vorstellung und Namen und deutete mit dem Zeigefinger auf sich: „Anneliese . . .“ Den Rest verschluckte sie. Er ließ aber nicht nach und verlegte sich aufs Betteln und glitt dabei unauffällig auch auf den Rasen vor sie.

„Nur ein Stichwort, bitte, bitte, das meiner Kombinationsgabe sicher genügt!“

„Ob Ihr Scharfsinn hinreicht, mein Rätsel zu lösen? Das müßte sonderbar zugehen — ein kleines Wunder! Uebrigens: versprechen Sie, verehrtester Doktor, als Gegengabe mir zu verraten, warum Sie vorhin so fidel in die Bäume gelacht haben?“

„Gewiß, Fräulein Anneliese! Doch auch nur mit Stichwort, selbstverständlich. Sie wissen: eine Ehre ist die andere wert.“

Und mit komischem Ernst begann er das Examen:

„Dann also, Fräulein Anneliese: welche Ursache hat sie am sonnigen Oftertag wie ein gehochtes Reh bis hierher gejagt?“

„So hören Sie: die Auferstehung des Fleisches!“

Gespannt wartete sie auf die Wirkung. Die erfolgte auch augenblicks, wie eine Explosion; denn Lebrecht sprang auf und gab ein so unbändiges Bubengelächter von sich, daß Anneliese ihn nur besorgt anschauen konnte.

„So nehmen Sie doch die Vernunft eines Normaleuropäers an und sprechen Sie, Doktor!“

Endlich faßte er sich so weit, um lachend rufen zu können:

„Also auch Sie — das ist ja wundervoll! Wirklich ein kleines Wunder!“

Da ließ sich die ahnungsvolle Anneliese von seiner Heiterkeit anstecken, und allmählich kam ihre ganze Tagesgeschichte heraus: Nach zweimaligem Kirchenbesuch und den ausgedehntesten häuslichen Osterbetrachtungen über die Auferstehung des Fleisches — die Eltern meinten, das gehöre zum Beruf eines Beamten der obersten Kirchenbehörde —, hatte sie es einfach nicht mehr ausgehalten und war auf und davon gefahren, nicht ohne unterwegs dem überspannten Symbolisten „des Feuerballs über unsern Häuptern“ — sie ahnte seine weltumspannende Geste nach — in die Hände zu geraten.

„Und dazu freut man sich ein halbes Jahr lang auf Oftern! Und mir war doch in der Frühe so bestimmt, als müßte ich heute irgend etwas Wunderbares erleben! . . . Nun, da wäre ja das Wunder!“

Ihr frisches, natürliches Wesen hatte längst die letzte Spur vorsichtiger Reserve aufgegeben. Der Doktor gefiel ihr; man unterhielt und neckte sich gut mit ihm. Lebrecht lag wieder vor Anneliese in der Sonnenwärme, besenerte sie mit kühnen Blicken und mit dem Hin und Wiber seiner Scherze, daß ihnen beiden bald die frohste Ausgelassenheit aus den Augen schimmerte. Und schon begann sich seine angeregte Laune läppiger zu erheben: „Sollte das wirklich unser einziges Ofternunder sein? Aber während er noch ernstlich überlegte, ob er wohl einen Angriff auf Annelieses kleine weiße Hand ungestraft wagen dürfe, entthob sie ihn selbst aller Bedenken; denn sie zog die Hand plötzlich weg, um nach der Waldecke hinaufzudeuten.

„Ach, dort kommt, glaub ich, wer!“

„Den ich nur zu wohl kenne: Pfarrer Sturmfeder von unserm Dorf, mein alter Lehrer . . . Was der heute Mittag ausgeht an dieser Stelle um?“

Tatsächlich war es dem Doktor nicht ganz einerlei, ob ihn Sturmfeder im einsamen Wald allein oder mit einem hübschen fremden Mädchen antreffe. Aber auch dieser Sorge entthob ihn

Anneliese: in der richtigen Erkenntnis ihrer Entbehrlichkeit war sie wortlos und stink hinter der dichten Schwarzdornhecke verschwunden, und so konnte der Pfarrer beim langsamen Näherkommen Lebrecht eifrig in seinen „Laugenichts“ vertieft finden. Dann herzliches Begrüßen. Sturmfeder hatte Anneliese nicht gesehen. Lächelnd deutete er auf Umgebung und das Buch in Lebrechts Hand:

„Et sieh nur, der neugebackene Doktor feiert Oftern auf eigne Weise!“

Lebrecht lachte bejahend.

„Und so wohl auch die Auferstehung des Fleisches?“

Damit spielte der Pfarrer harmlos auf das Thema seiner heutigen und alljährlichen Ofterpredigt an. Doch über Lebrechts Gesicht flog eine läche Note; denn der Gedanke, daß Anneliese hinter ihrem Busch jedes Wort verstand und ihm sicher die neue Auferstehungslektion lachend gönnte, brachte ihn fast außer Haltung. Aber Sturmfeder deutete sein Erröten anders:

„Nein, lieber Junge, fürchte nicht, daß ich dich hier mit gesalbten Reden belästige. Doch weißt du, warum ich gerade hier wieder auf die Auferstehung des Fleisches verfaße? . . . Natürlich nein! So laß dir sagen: der Weg hier hängt für mich unlöslich mit diesem Thema und meiner Predigt zusammen: ein Stück der Liebesgeschichte, die auch ich erlebt habe, trotz der paar weißen Strähnen da oben — die waren damals vor fünfzig Jahren so voll und dunkel wie deine läppige Mähne . . . ja, da lebte ich noch im reinsten Glück. Wir wollten zu Pfingsten betreten und hielten die kurzen Wochen für eine Ewigkeit. Aber trotz Liebe im Herzen und Sonne am Himmel donnerte ich in meiner Ofterpredigt und verlangte Buße in Sad und Asche, nur damit das Fleisch auferstehen könne. So wollten es die Leute damals, so war es Brauch. Aber meine gute Hanna schätzte die Art nicht, und ich stehe nie auf der Kanzel, ohne den stillen Vorwurf ihrer lieben Augen auf mich gerichtet zu sein. Mittags machten wir mit den Konfirmanden unsern üblichen Oftergang und besprachen dabei lebhaft auch diese Frage. Und immer wieder hat sie mich: aber die Liebe ist doch überall das Erste, und so auch bei der Auferstehung des Fleisches! Ich, noch ein junger kurzschichtiger Starrkopf, ging für meine erprobte Methode heftig ins Zeug . . . da, auf einmal, unsere Schar war schon singend um die Waldecke gebogen, hielt sie mich, genau an diesem Busch, zurück . . .“

Haberkern überließ es siedendheiß, der gute Sturmfeder möchte Annelieses helles Kleid durch die Zweige schimmern sehen . . .

„Faßte mich wie aufrüttelnd an den Schultern, fuhr mir durchs Haar und küßte mir unter Lachen den eisernen Mund.“

„Hier, du grämlicher Sündendonnerer, damit du weißt, wie mein Fleisch aufersteht!“ und küßte weiter, bis mir meine lieblichkomische Lage dämmerte. Ich sage dir, lieber Junge: dann ließ ich auch mein Fleisch — es war damals noch nicht so dürr: wie heute — eine so schöne Urständ feiern, wie ich sie nicht mehr erlebt habe; denn eine Woche darauf kam die rote Ruhr ins Dorf, und das große Sterben riß meine erste Liebe von mir; so schwer sie sich von der Erde löste. Sie war auch meine letzte; du weißt: ich bin im Einspinn geblieben und hoffe mit jedem Ofterfest, das nächste im andern Reich mit ihr zusammen zu feiern. Drum warte ich täglich auf die letzte Urständ von Leib und Seele. Jetzt weißt du auch, warum der alte Sturmfeder dir auf diesem Weg begegnet und weshalb er alle Oftern immer die eine Predigt hält: es ist die alte von jenem Sonntag, nur fehlen ihr die kräftigen Sätze, die meiner Hanna so mißfielen . . . Doch laß dich nicht verstimmen, Junge. In deinem Alter darf man nur an die Auferstehung des Fleisches denken, wie ich sie vor fünfzig Jahren, gottseidank mit Genuß, erlebt habe und wie ich sie dir nur von Herzen anwünsche, so lang dein Fleisch noch so frischgrünend ausschlägt!“

Und mit seinem Lächeln verabschiedete sich Sturmfeder, um in sein einsames Pfarrhaus zurückzupflügen. Aber Lebrecht Haberkernehrte nicht zu seinem Eichendorff zurück, sondern wartete nachdenklich, bis der Pfarrer hinter den Siebeneichen verschwunden war. Ihm war das Herz so voll, als stünde das Ofternunder noch wartend vor der Tür.

Doch wo blieb denn die lustige Anneliese? Er rief ihr. Nichts rührte sich. War sie etwa wieder — durchgebrannt? Nein! Auf einem moosigen Baumstumpfe saß sie: das Köpfchen rot überglüht, und im Auge schimmerte ein helles Tränlein.

„Aber Anneliese!“

„Der arme liebe Pfarrer“, schluchzte sie und blickte Lebrecht so traurig und lieb an, daß er wie selbstverständlich seine Hände um ihr Gesichtchen legte. Und als sie gegen diese Handlung nichts einzuwenden mußte, tat er einen kleinen Schritt weiter und küßte ihr erst lachend die Tränenperlen aus den Augen. Auch das empfand sie nicht als lästig; darum ging er unmittelbar zu den Lippen über, und jeder etwaige Einwurf Annelieses ersickte in den langen Osterlüssen, mit denen beide die Auferstehung ihres Fleisches nach dem Wunsch des würdigen Sturmfeder und nach dem Rezept seiner lieben Hanna feierten und die Ahnungen ihrer osterfrohen Seelen erfüllten. Und es stand ihnen wohl an und bekam ihnen ausgezeichnet: denn sie waren jung und hübsch und ihre Herzen noch frei.